

# Inhalt

Vorwort	7
<b>Teil 1: Flaschenhalse</b>	
<b>Rot – Der Pol der Macher</b>	15
Ich nehme mir ...	17
Starke Männer in fliegenden Kisten	34
An sich ziehen, gewinnen, kollabieren	56
Die Wüste unterm stärksten Baum	81
Mehr, mehr, mehr!	101
<b>Teil 2: Führungslose</b>	
<b>Grün – Der Gegenpol der Macher</b>	111
Wir wollen nicht ...	113
Aggressive Opfer in kenternden Booten	124
Blockieren, retten, unterdrücken	148
Entmachtete Macher	166
Hauptsache dagegen!	189
<b>Teil 3: Inspiratoren</b>	
<b>Gelb – Die neuen Vorbilder</b>	199
Du kannst ...	201
Dienende Führer in fruchtbaren Gärten	213
Geben, wachsen, geschehen lassen	242
Neue Sicherheit	256
Mehr Tiefe	280
Nachwort	293

## Wir wollen nicht ...

Oben bleiben!  
Schlachtruf der Gegner  
des Stuttgarter Tiefbahnhofs

Es ist halb elf am Abend. Mein Zug rollt mit sanftem Ruckeln langsam in den Stuttgarter Trichter. In Fahrtrichtung links sehe ich durchs spiegelnde Fenster im Dunkel hinter den Gleisanlagen einige Baumkronen, die zum Unteren Schlossgarten gehören, diesem schmalen Streifen Grün, der das alte Bad Cannstatt mit der modernen City von Stuttgart verbindet.

Vor knapp 130 Jahren baute Gottlieb Daimler, einer der einflussreichsten Macher der Geschichte, in seiner Cannstatter Versuchswerkstatt den ersten Motorwagen. Heute ist die Automobilindustrie die Kernbranche der deutschen Wirtschaft, unsere »Schlüsselindustrie«, an der ein Großteil der Wertschöpfung, der Arbeitsplätze, der Innovationskraft und der Wirtschaftsmacht Deutschlands hängt. Ohne die Automobilwirtschaft mit all den davon abhängigen Wirtschaftszweigen wäre Deutschland ein ganz anderes Land. Und der mittlere Neckarraum, mit den in Stuttgart ansässigen Betrieben Daimler, Porsche, Bosch und seinen zig Mittelständlern, ist das stärkste mittelständisch geprägte Industriegebiet Deutschlands. Was wäre Stuttgart heute, hätte Gottlieb Daimler nicht gelebt, nicht erfunden, nicht gemacht? Wahrscheinlich wäre dann heute Karlsruhe Baden-Württembergs Hauptstadt, denke ich und schmunzle über die alte, sympathische Rivalität im Südweststaat. Die Schwaben und die Badener waren ja schon immer ein wenig rauflustig. Was sich neckt, das liebt sich. Was allerdings derzeit in Stuttgart an Rauflust vorherrscht, hat einen ganz anderen Charakter ...

Ich schaue nach rechts aus dem Fenster der Seite, mein Zug rollt gerade an der großen Baustelle des Europaviertels vorbei. Stuttgart erhält durch den Abriss der künftig überflüssigen Gleisanlagen im Norden des Hauptbahnhofs die einmalige Chance, ein ganzes Stadtviertel neu zu bauen, direkt in der City. Welche Herausforderung. Hier kann Stuttgart zeigen, was es drauf hat. Es leben hier ja genügend Stararchitekten und Bauingenieure von Weltruf, und Geld genug sitzt hier auch. Der Neubau des Tiefbahnhofs spült mehrere Milliarden Euro in die Region, was die ansässige Wirtschaft stärkt und Stuttgart mit Energie auflädt, die sich hier im neuen Europaviertel sinnvoll entladen kann. Hier wird sich zeigen, wie wir uns das städtische Leben im 21. Jahrhundert vorstellen: Wohnen und Arbeiten, Fußgänger und Mobilität, Cafés, Geschäfte, Straßen, Wege, modernste Gebäude, Natur und Stadt, emissionsfreies Wohnen. Hier können unsere Visionen für die nächsten hundert Jahre urbanen Lebens in Europa Gestalt annehmen. Hier wird sich zeigen, wie wir es schaffen werden, scheinbar Widersprüchliches zu vereinen, hier wird aus dem großen, spaltenden Entweder-oder des auslaufenden Industriezeitalters das versöhnende Sowohl-als-auch einer Gesellschaft von morgen. Wenn es klappt ... Wir sehen noch nicht so recht, wie genau das werden soll. Aber trotzdem: was für eine Chance!

Nur schade, dass darüber kaum jemand spricht. Das Europaviertel müsste eigentlich die Schlagzeilen dominieren in Stuttgart. Aber merkwürdigerweise sind viele Menschen nicht frei dafür. Sie sind blockiert im Kopf. Die einen wollen den Karren des Fortschritts mit aller Macht vorwärtsdrücken, die anderen wollen ihn vom Weg abbringen und in den Dreck fahren. Der Fortschrittswille hat mit dem Bahnneubau sein Symbol gefunden. Die einen pochen auf ihr Recht und wollen geschlossene Verträge erfüllen, die anderen pfeifen auf Recht, Ordnung und den ganzen Staat, sie wollen Chaos, Auflehnung, Widerstand und den neuen Bahnhof mit aller

Macht verhindern, und sei es auch mit Gewalt, Sach- und Personenschaden inklusive. Und so ziehen und zerren die beiden Lager an dem Karren herum, genau an dem Ort, wo mein Zug gerade hält.

Beim Aussteigen merke ich, wie müde ich bin. Es war ein langer Tag. Ich komme von einer Auftrittstour zurück. Drei Firmenvorträge an zwei Tagen. Die Impulsvorträge sind glänzend verlaufen, die Reise hat sich gelohnt. Morgen geht es gleich weiter, aber heute Abend freue ich mich darauf, mal in meinem eigenen Bett zu schlafen. Ich freue mich auf meine Frau und auf das Frühstück morgen im Kreise meiner Familie.

Vor zwei Tagen habe ich mein Auto in einem Parkhaus im Norden des Bahnhofs geparkt, im Gebäude der Landesbank Baden-Württemberg. Dort gibt es eine extra Ebene für Kunden der Deutschen Bahn mit genügend Parkplätzen für Rollstuhlfahrer. Klasse! Der direkte Weg zum Parkhaus ist aber wegen einer Großdemonstration von der Polizei gesperrt. Ich muss also aus dem Nordtor ins Freie und dann mit meinem Rollstuhl irgendwie durch die Demo und durch die Absperrung hindurch bis zum Parkplatz. Uff! Eine letzte Anstrengung für heute. Uff! Eine letzte Anstrengung für heute.

Als ich zum Nordtor komme, höre ich schon die Demonstranten. Dann sehe ich sie. Der komplette Kurzzeitparkplatz bis hinüber zum Arnulf-Klett-Platz ist voll mit Menschen. Sie stehen auf den Straßen, schreien, machen ohrenbetäubenden Lärm mit ihren Trillerpfeifen, wedeln mit ihren Plakaten, skandieren Parolen. Es sind viele! Alle Wege nach draußen sind versperrt. Überall sind Polizeisperren. Ganze Hundertschaften versuchen, die Sicherheit rund um das Gebäude zu gewährleisten. Der Autoverkehr im Bereich des Bahnhofs wurde von den Demonstranten offenbar komplett abgewürgt, hier sind überall Menschen auf der Straße.

Am Nordausgang staut es sich. Wie soll ich da nur durch-

kommen? Und muss ich da wirklich raus in diese Menschenmenge? Ich schaue über die Absperrungen hinweg aus dem Bahnhofsgelände und in die Gesichter. Aufgerissene Augen, aufgerissene Münder, gespannte Stimmung. Sehe ich da Hass und Gewaltbereitschaft? Ich zögere, mich in diese kochende Atmosphäre zu wagen. Ich bin zwar ein kräftiger Sportler und lasse mir nicht so leicht etwas gefallen, aber in meinem Rollstuhl sitzend bin ich nur halb so hoch wie die stehenden oder gehenden Menschen, und ich bin nicht so schnell und wendig, als dass ich mich in Sicherheit bringen könnte, wenn es hart auf hart kommt.

Mir flackern Bilder von den großen Zusammenstößen zwischen Polizei und Demonstranten durch den Kopf. Die Studentenunruhen in den Sechzigerjahren, die Friedensdemos in den Achtzigern, Startbahn West, die Demos gegen die G8-Gipfel, Castortransporte, 1. Mai in Kreuzberg ... Wie ist es, als Rollstuhlfahrer mitten in einer eskalierenden Demonstration zu stecken? Wenn Pflastersteine fliegen und Wasserwerfer anrücken? Wenn Menschen in Panik geraten, in einem Fluchtreflex einfach losrennen? Ich spüre meine körperliche Einschränkung durch die Behinderung. Ich habe Angst.

An der Absperrung frage ich einen Polizisten, ob ich nicht durch den Innenraum des Bahnhofs am Gleis 1 entlang hinten rausgelassen werden kann. Da gibt es doch noch einen Ausgang. Den konnte ich vor den Demonstrationen als Abkürzung problemlos benutzen. Das wären gerade einmal fünfzig Meter. So könnte ich die ganze Demo umgehen und direkt zum Parkhaus gelangen. Ja, da gibt es einen Ausgang, der Polizist nickt. Aber dazu braucht er eine Erlaubnis. Er spricht in sein Funkgerät.

Während er versucht, die Genehmigung irgendeines Vorgesetzten zu bekommen, sehe ich die Nervosität in den Gesichtern der Polizisten. Das ist kein angenehmer Job. Die Beamten müssen Menschen und Dinge schützen, sie sind

gut ausgerüstet und gut ausgebildet, aber sie sind in der Minderheit. Auch unter ihnen wird es Befürworter und Gegner des Bahnhofsneubaus geben, nur darf das für sie hier keine Rolle spielen. Die Polizisten stehen für die Institution Staat, für Recht und Ordnung ein, und notfalls müssen sie dafür sogar ihre Gesundheit aufs Spiel setzen.

All diese widerstrebenden Interessen, denke ich: Die einen wollen bauen, sie vertreten die Wirtschaftsmacht. Die anderen wollen den Bau verhindern, sie vertreten die Macht der Anarchie, jene Macht, die »Wir sind das Volk!« ruft und »Ich will recht haben!« meint. Sie ist dazu fähig, ganze Regime und Staatssysteme in die Knie zu zwingen. Die Nächsten wollen Recht und Ordnung aufrechterhalten, sie verkörpern die Staatsmacht. Und ich? Ich will einfach nur zu meinem Auto und nach Hause. Welche Macht verkörpere ich?

Der Polizist lehnt bedauernd ab. Er hat keine Genehmigung erhalten. Zu gefährlich, dieser Nebeneingang muss geschlossen gehalten werden, damit die Demo nicht in den Bahnhof hineinschwappt. Ich sehe ihm an, dass es ihm leidtut. Er ahnt wohl, was es für mich bedeutet, jetzt da hinaus in die Menschenmenge zu müssen. Jetzt sind es über dreihundert Meter anstatt fünfzig Meter. Und das bepackt mit zwei Taschen auf den Schenkeln.

Also gut, was soll's, ich habe ja keine Wahl. Ich fahre zum Nordtor links Richtung Arnulf-Klett-Platz hinaus. Der Polizist begleitet mich noch bis zum Ausgang, von da an bahne ich mir alleine meinen Weg.

Ab einer bestimmten Anzahl von Menschen auf engstem Raum ist so eine Ansammlung unberechenbar. Menschenmassen reagieren dann nur noch instinktiv, die Prozesse, die dann ablaufen, sind chaotisch, nur schwer vorhersehbar. Ich muss an Duisburg denken, wo bei der Loveparade 2010 in einer Unterführung des ehemaligen Güterbahnhofs die Menschen einander in Panik zu Tode gedrückt haben.

21 Menschen sind ums Leben gekommen, über 500 wurden schwer verletzt. Und das waren Partygäste, die fröhlich gelaunt unterwegs waren. Diese Menschen hier aber sind voller Hass, wie ich sehe, da ich sie nun aus der Nähe zu Gesicht bekomme.

Man könnte ja denken, das seien soziale, friedliebende Leute. Bäumeschützer, Käferträger, Menschen, die mit bunten Farben Plakate malen, sich phantasievolle Protestlieder zur Gitarre ausdenken und nur das Beste für alle wollen. Man sollte meinen, dass diese Leute hilfsbereit sind, gerade auch einem Rollstuhlfahrer gegenüber. Wenn schon ein Juchenkäfer ein zu beschützendes schwaches Wesen ist, für das sich diese Menschen sogar an Bäume ketten, wie groß muss dann erst ihre Hilfsbereitschaft sein, wenn ich hier mit dem Rollstuhl ankomme? Müsste sich nicht von ganz allein eine Gasse bilden?

Einen Scheißdreck! Diesen Leuten bin ich völlig egal. Sie stolpern gegen meinen Rollstuhl, drücken von der Seite dagegen, sie brüllen ohrenbetäubend über mich hinweg, sie stellen sich mir in den Weg und weichen nur missmutig zur Seite. Sie sind aggressiv. Hochaggressiv. Es ist Rebellionsstimmung, da kommt es scheinbar auf einen Einzelnen nicht an, Rollstuhl hin oder her.

Die Leute tun so, als hätten sie die Moral auf ihrer Seite, als seien sie die Menschlichen, während die böse Wirtschaft und der böse Staat auf der unmenschlichen Seite stünden, aber das ist Quatsch. Das wird mir gerade klar! Es geht hier nicht um Moral, das ist nur vordergründig, das Reklamieren moralischer Überlegenheit ist nur eine Waffe im Krieg. Hier geht es einfach um persönliche Interessen und Eitelkeiten. Hier geht es nur darum, die Auseinandersetzung für sich zu entscheiden. Sich in der Gruppe stark zu fühlen und sich mit aller Macht, notfalls mit Gewalt durchzusetzen und zu gewinnen. Die Menschen wollen den Sieg! Sie fühlen sich wie ein Heer kleiner Davids und wollen den bösen Goliath

besiegen. Wo ist der Stein, wo ist die Schleuder, wo ist die Stirn des Riesen? Sie wollen den Sieg!

Ich bin überrascht, mit so viel Feindseligkeit und Rücksichtslosigkeit hatte ich nicht gerechnet. Meine Angst wächst. Ich kehre um und versuche, einen anderen Weg einzuschlagen. Der direkte Weg zur Straße ist blockiert. Warum hilft mir niemand? Warum hilft mir niemand?

Ich bitte einen Polizisten, mir über einen hohen Bordstein zu helfen, um direkt auf die Straße am Arnulf-Klett-Platz zu gelangen. Zuerst zögert der Beamte, den ich anspreche. Es ist offensichtlich schwierig für ihn, die Situation richtig einzuschätzen: Die Menschen da draußen sind die Feinde, die Angreifer. Er ist einer der Verteidiger. Darf jetzt ein Verteidiger einem Angreifer helfen? Ist das Teil des Jobs? Auch wenn er im Rollstuhl sitzt, er ist doch einer von denen, oder? – Nein, bin ich nicht! Ich werde fordernd, und das scheint bei diesem Polizisten genau das richtige Verhaltensmuster zu aktivieren. Er gehorcht und packt mit an.

Ich bin nun mitten auf der sechsspurigen Hauptverkehrsstraße, die für die Autos im Großstadtverkehr der Stuttgarter Innenstadt gebaut wurde und die jetzt von den Demonstranten in Besitz genommen worden ist. Hier sind etwas weniger Menschen. Ich fahre mit meinem Gepäck leicht bergauf in Richtung Heilbronner Straße. Ich spüre die Anstrengung in meinen müden Schultern bei jedem Druck auf die Greifreifen am Rollstuhl. Mein Weg führt direkt am Hotel Steigenberger Graf Zeppelin vorbei.

Ferdinand Graf von Zeppelin, der »Narr vom Bodensee«, ist hier in Stuttgart zur Schule gegangen. Als er später am Amerikanischen Bürgerkrieg als Beobachter teilnahm, fuhr er zum ersten Mal in einem Ballon. Er war fasziniert. Gleichzeitig ärgerte ihn als Maschinenbauer, dass der Ballon so schwach und schutzlos dem Wind ausgeliefert war. Irgendwie musste man doch diese Ohnmacht überwinden und den Ballon steuerbar machen können! Im Deutsch-Französi-



schen Krieg von 1870/71 kam er wieder mit militärisch genutzten Aufklärungsballons in Kontakt. In seinem Kopf reifte langsam die Idee eines steuerbaren Luftschiffs. Nach dem Krieg begann er in Friedrichshafen mit dem Bau. Der Verein Deutscher Ingenieure unterstützte ihn zwar, aber die breite Öffentlichkeit verspottete ihn. Kaiser Wilhelm II. stellte sich auf die Seite des Volks und bezeichnete ihn als »den Dümmden aller Süddeutschen«. Aber manchmal irrt eben das Volk mit seinen opportunistischen Amtsträgern. Einen deutschen Kaiser gibt es nicht mehr, Wilhelm II. war der letzte. Aber Luftschiffe werden am Bodensee noch immer gebaut.

Diese ablenkenden Gedanken kommen mir, als ich, am Hotel Steigenberger Graf Zeppelin vorbei, auf die Abbiegespur zur B27 Heilbronner Straße zusteuere. Normalerweise fahren hier jeden Tag zigtausende Autos über die riesige Kreuzung. Und jetzt ich mit meinem Rollstuhl. Ein komisches Gefühl. Sachen gibt's ... Von der B27 geht es auf eine weitere Abbiegespur, zurück in Richtung Bahnhof. Also jetzt von oben auf die Demonstration zu. Das Gedränge wird wieder größer.

Vielleicht irren sie sich in ihrem Widerstand und ihrem Spott gegen das Großprojekt genauso wie das Volk damals bei Graf Zeppelin, geht es mir durch den Kopf. Hat immer derjenige recht, der in der Mehrheit ist? Verleiht das Verschmelzen mit der konformen Masse irgendwelche Rechte? Und: Wenn es zu einer regulären Abstimmung käme und die Bahngegner würden diese Volksabstimmung verlieren, würden sie dann einpacken und aufhören zu demonstrieren? Natürlich nicht, wie die Reaktion auf den späteren Volksentscheid gelehrt hat. Der Protest ging weiter, obwohl sich die Volksmehrheit klar geäußert hatte.

Das zeigt: Der vermeintliche »Volkswille« ist für einige einfach nur ein Geschütz im Gesinnungskrieg, den sie führen. Entfällt dieses Argument, wird weiterdemonstriert,

denn sie wollen sich niemandem unterordnen. Nicht einmal einer demokratischen Mehrheit. Die geistige Grundfigur ist die Auflehnung gegen die Macht. Nicht das Ringen um die beste Lösung für alle. Solche Menschen sind keine Demokraten, die eine Meinungsverschiedenheit austragen, ihr Grüppchen ist im Prinzip nichts anderes als eine Kriegspartei, die den Gegner vernichten will, wenn sie kann. All das geht mir durch den Kopf, während ich zielstrebig weiter in Richtung Parkhaus rolle.

Zwischen mir und meinem Auto liegt jetzt wieder eine Menschenmenge. Kein Durchkommen! Und dahinter eine Polizeisperre. Wenn die Polizisten mich da durchlassen würden, könnte ich dahinter, an der Reihe der absperrenden Beamten entlang bis zum Parkhaus kommen. So könnte es gehen!

Ich suche den Augenkontakt mit einem der Polizisten. Endlich sehe ich ein freundliches Gesicht. Ich kann in den Augen des älteren Beamten eindeutig Wohlwollen erkennen. Ich lächle ihm zu, er schaut freundlich. Ich fühle mich nicht mehr wie in einem Freiballon, der vom Sturm hin- und hergeschleudert wird, sondern wie der Kapitän eines steuerbaren Luftschiffs, mit Motoren und Seitenrudern. Jetzt bekomme ich die Situation endlich in den Griff. Ich steuere auf den Polizisten zu, auf der Abbiegespur, wo normalerweise die Autos fahren, es geht leicht bergab, gleich werde ich bei meinem Wagen sein, und dann kann ich aus diesem Irrsinn einfach herausfahren.

Doch plötzlich kommt von rechts eine Gruppe von Demonstranten. Einer rammt meinen Rollstuhl. Sie tun so, als ob sie mir helfen wollten, und treiben mich vorwärts in Richtung Absperrung. Aber was ich will, fragt keiner. Ich protestiere, aber der Lärm ist groß, und die Gruppe hat mich schon geschluckt. Mir ist sofort klar, was passiert. Sie haben einen Rollstuhlfahrer gesehen und den sofort für sich vereinnahmt. Den nehmen wir! Der gehört jetzt zu uns! Ein Roll-

stuhlfahrer, das muss ein Opfer sein, so wie wir! Sie benutzen mich, sie treiben mich weiter auf die Polizeisperre zu, um den moralischen Finger zu heben und der Welt zu zeigen: Ihr Polizistenschweine lasst nicht mal einen Rollstuhlfahrer durch!

Ich suche den Blick »meines« Polizisten. Und sehe, wie sein Gesicht von »offen« auf »geschlossen« umschaltet. Der Schlagbaum, der sich vor meinem inneren Auge gerade noch gehoben hatte, kracht wieder herunter. Hier kommst du niemals durch!

Aber so langsam werde ich wirklich wütend. Ich bleibe vor dem Polizisten stehen und spreche ihn freundlich an. Erkläre ihm meine Situation. Aber er traut mir nicht. Wo wollen Sie da lang? Warum? Wo steht das Auto? Wann haben Sie es dort abgestellt? Er klopft ab, ob ich die Wahrheit sage. Besteht wirklich eine Notwendigkeit? Muss dieser Mann wirklich da durch zum Parkhaus? Oder ist das nur ein Trick? Er misstraut mir.

Während ich da stehe und mit dem Polizisten diskutiere, beginnen die umstehenden Demonstranten wüst zu schimpfen: Willkürstaat! Das ist ein Behinderter, du Schwein! Lass ihn durch! Polizeistaat! Unterdrücker!

Sie deuten meine Behinderung moralisch und benutzen sie für ihre Zwecke. Sie spannen mich ein. Sie instrumentalisieren meine Situation, um den Polizisten beschimpfen und bedrohen zu können. Sie werfen dem Staat Unterdrückung vor und machen dasselbe gerade mit mir, indem sie mich für ihre Zwecke missbrauchen.

Da merke ich, dass meine Karten immer schlechter werden. Ich muss einen klaren Kopf behalten. Denk nach, Boris! Die nicht herbeigerufenen Helfer zerstören in ihrer Egozentrik meinen Ausweg. Und der Polizist? Ich verstehe ihn, ihm fehlt die Übersicht über die Situation, um das alles hier zu durchschauen, er bleibt auf der sicheren Seite und sperrt ab, solange er mich als Teil der Demonstration wahrnimmt. Nachvollziehbar.

Mir wird klar, ich muss jetzt und hier eine Trennung vollziehen. Ich muss für Klarheit sorgen. Jetzt muss ich in Führung gehen. Ich konzentriere mich, mobilisiere all meine Kräfte an diesem späten Abend. Ich denke: Stopp. Ruhe. Stille. Aus. Ich denke: Stopp. Ruhe. Stille. Aus.

Moment, sage ich. Nochmal lauter: Moment! Ich schaue den Demonstranten bohrend in die Augen. Die Leute sind überrascht. Hoppla, das Ding im Rollstuhl kann sprechen! Er spricht mit uns! Damit haben sie nicht gerechnet. Alle werden ruhig, alle schauen mich an. Auch der Polizist.

Ich befinde mich plötzlich auf einem neu geschaffenen freien Feld, in einem Raum des Übergangs. Gerade eben noch war Krieg. Jetzt ist Feuerpause. Was ist passiert? Es ist, als hätte ich ein archaisches Programm unterbrochen. Die Leute sind irritiert. Ich bekomme eine, zwei, drei Sekunden Zeit, in diese Lücke zu stoßen, bevor sich dieser neue Freiraum destabilisiert und zusammenbricht.

Ich spreche klar, deutlich, langsam und bestimmt: »Ich respektiere das, was Sie tun. Aber bitte benutzen Sie mich nicht für Ihre Zwecke. Ich bin ein Geschäftsmann. Ich will nur zu meinem Auto und nach Hause. Das ist alles. Bitte respektieren Sie das!«

In diesem Moment sackt den Demonstranten die Energie weg. Sie fallen in sich zusammen wie ein Ballon, dem nach der Landung die ganze heiße Luft entwichen ist.

Der Polizist grinst mich an und nickt. Er rückt die Abspernung zur Seite und lässt mich durch. Ich danke. Zwei seiner Kollegen begleiten mich zum Parkhaus und helfen mir beim Einsteigen und Einladen des Rollstuhls. Der eine sagt zum anderen: »Du, das ist das erste Sinnvolle, was wir heute tun.«